

Karolien Berkvens, *Zoon van Berlijn*. Lebowski Publishers, Amsterdam 2018

Übersetzung: Anne Habermann

Romananfang (S. 9-12)

## FEHLSTART

Im Januar hatte die Stadt das aschfahle Angesicht eines Sterbenden. Der Himmel hing tief über den Dächern, Kälte bedeckte die Straßen. Hier und da blinkte noch ein Weihnachtsstern, doch die Glut des Dezembers war erloschen; auf dem Gehweg lagen Weihnachtsbäume und warteten geduldig auf ihr Ende. Das Leben auf der Straße verkroch sich zwischen hochgezogenen Schultern und gesenkten Köpfen. Fenster waren geschlossen, Vorhänge konnten ebenso gut zugezogen bleiben: an Tagen wie diesen wurde es dunkel, bevor es wirklich hell war.

Es nieselte, als sich Jakob und Fabian umarmten. Eine flüchtige Begrüßung – Hände, Brust, Wangen waren die Nähe des anderen nicht mehr gewohnt. Jakobs Arme waren kräftiger, sein Lächeln überzeugter. Fabian ließ sich gelassen auf den Rücken klopfen. Sein schmaler Oberkörper wirkte neben der kompakten Statur seines Vaters wie flüssig, seine Schultern waren gekrümmt, als suchte ständig jemand bei ihm Halt.

Alles gut? Alles gut.

Jakob hatte den Neujahrsspaziergang an der Spree ins Leben gerufen, weil sie sich dann wenigstens einmal im Jahr sehen würden und weil beim Gehen zu schweigen besser war als beim Essen. Er zwang sich, den Rauch von Fabians Zigarette zu ignorieren, und sagte, er werde dieses Jahr den Marathon laufen. Er hob die Hand. Ja, letztes Jahr hatte er das auch gesagt, das habe er nicht vergessen, aber der Plan hatte sich zerschlagen. Jetzt musste es klappen, es war ein erreichbares Ziel. Oder etwa nicht? Warum machst du nicht mit? Stell dir doch mal das Gefühl vor, wenn du unter dem Brandenburger Tor ins Ziel läufst.

Fabian schob sich eine neue Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie mit dem glühenden Stummel an. Die Kälte kroch durch seine dünne Jacke. Er stellte es sich nicht vor. Er hörte die unausgesprochenen Fragen, registrierte, wie sich die Schritte seines Vaters beschleunigten, als die Antworten ausblieben.

Sie gingen am Hauptbahnhof und dem Kanzleramt vorbei. Jakob wünschte der Frau

Bundeskanzlerin ein gesundes neues Jahr. Fabian salutierte grinsend. Sie folgten der Spree, am Haus der Kulturen der Welt sahen sie das Plakat für *100 Jahre Gegenwart / 100 Years of Now*. Hundert Jahre, heute immer häufiger die Dauer eines Menschenlebens, früher die unüberbrückbare Ferne der Zukunft. Und wer hier an die vergangenen hundert Jahre dachte, dem schwindelte ebenfalls. Was war noch übrig vom Jetzt von vor hundert Jahren?

Plötzlich wurde der Nieselregen stärker, dicke Tropfen zerplatzten hart und kalt auf den Stirnen der beiden Männer. Jakob zog seine graue Wollmütze aus der Jackentasche, doch als der Schauer ebenso schnell vorbei war, wie er angefangen hatte, stopfte er sie wieder zurück. Nächste Woche werde es schneien. Starker Schneefall, warnte Jakob. Fabian nickte.

Unsichtbare Fäden der Enttäuschung hielten sie beieinander. Aber, so überlegte vor allem Jakob, wo es Enttäuschung gab, waren Erwartungen. Und so lange es Erwartungen gab, auch wenn sie nicht erfüllt wurden, war da etwas. Und etwas war gut. Irgendwann hatte es mehr gegeben. Irgendwann war die Familie Richter eine normale Familie gewesen: Vater, Mutter, Tochter und Sohn. Eine Familie wie aus der Werbung, bis auf die Tatsache, dass sie keinen Hund hatten (und nicht immer lachten). Die Neunzigerjahre waren gute Jahre gewesen. Jahre des Glücks und des Wohlstands. Bis auf die Tatsache, dass die Wiedervereinigung von Stadt und Land mühsam vorankam. Immer war alles gut gewesen, bis auf die Tatsachen.

Vielleicht sollten wir dorthin zurückgehen, wo es noch gut war. Vielleicht sollten wir da beginnen, wo das Gute begann: am Ende der Geschichte.

Jakob war dreißig, trug, wie es damals Mode war, einen Schnurrbart und konnte nicht ahnen, dass diese Nacht sein Leben von Grund auf ändern sollte. Die Einzelheiten hatte er so lebendig in Erinnerung, dass es ihm manchmal vorkam, als wären seitdem nur Tage, nicht Jahrzehnte vergangen.

Ein junger Mann war er, seine Frau Stephanie war noch jünger, und sie wurden von einer Krankenschwester gemustert, deren Augen aus den Höhlen zu kullern drohten. Sie redete ihnen zu wie ein Feldweibel: Kräfte schonen, Ruhe bewahren, Zeit totschiagen. Ein guter Anfang ist die halbe Miete, meinte sie mindestens viermal. Jakob war ganz ihrer Meinung, doch für die empfohlene Ruhe musste sie endlich aus dem Zimmer verschwinden, und das schien sie partout nicht vorzuziehen. Stattdessen ließ sie ihre Kulleraugen zwischen Stephanie und ihm hin und her rollen und gab dabei jedes Mal einen neuen Spruch zum Besten.

„Sie haben ja Übung, es wird Ihr drittes, oder?“

„Zweites“, sagte Jakob.

„Genau, dann wissen Sie ja, wie der Hase läuft.“

Jakob und die Krankenschwester standen am Bett, zwischen ihnen Stephanies Bauch, ein vom Laken eingeschnürter Hüpfball. Als sie mit Clarissa schwanger gewesen war, hatte Stephanie nicht halb so viel zugelegt, und Jakob rechnete insgeheim mit der Möglichkeit, dass seine Frau heute zwei Kinder zur Welt bringen würde. Man wusste ja nie, auch Ärzte konnten ein Leben übersehen.

In den letzten drei Wochen hatte sich Stephanie bei jedem kleinen Krampf, Stich oder Tritt hoffnungsvoll aufgerichtet und gesagt, das Kind käme jetzt wohl, wirklich, sie fühle etwas, sie spüre es, doch jedes Mal war es falscher Alarm. Der Geburtstermin war fünf Tage überschritten, und den enormen Bauch zu tragen eine Aufgabe, die mit jeder Minute unmöglicher schien.

„Erst bei zehn Zentimetern haben wir grünes Licht“, sagte die Krankenschwester und richtete ihre Fischaugen auf Stephanie, die verdrossen an ihrer Nagelhaut zupfte.

„Gut, vielen Dank, dann warten wir einfach“, sagte Jakob. „Alles klar, oder, Schatz?“

Stephanie nickte langsam und brachte ein schwaches Lächeln zustande.

„Zehn Zentimeter“, sagte die Krankenschwester.

„Abwarten und Tee trinken“, sagte Jakob.

Zustimmendes Nicken der Krankenschwester, vernichtender Blick von Stephanie. Jakob schloss die Tür hinter der Schwester, setzte sich zu seiner Frau und streichelte ihr die Hand, bis sie leise schnarchte. Es war kurz vor sieben, als er aufstand, Stephanies Bauch einen vorsichtigen Kuss gab, „bis gleich“ flüsterte und das Zimmer verließ.

Der Flur sah verlassen aus, vage war ein Radio zu hören, sonst hing eine gefasste Stille in dem schmalen, makellosen Gang. Jakob musste zur Toilette. Zwei Ärzte eilten vorbei. Sie liefen dicht nebeneinander, wie ein Mann, sodass ihre Kittel zu einer weißen Fläche verschmolzen. Aus ihrem Tonfall klang verhaltene Aufregung. Vielleicht erwartete sie ein besonders blutiger Notfall.

Jakob fand die Toilette, im Gegensatz zum frisch geputzten Flur war sie schmutzig und roch säuerlich. Trotzdem tat es gut, die Blase zu entleeren. Er wusch sich das Gesicht. Das Licht flackerte, geisterhaft erschien sein Abbild im Spiegel. Vom letzten Mal wusste er, dass er sich in den kommenden Stunden in die fleischgewordene Ohnmacht verwandeln würde. Plötzlich überfiel ihn heftige Unruhe, er eilte über den freudlos glänzenden Boden,

wich einem jammernden Mann im Bademantel aus und stürzte ins Zimmer.

Stephanie saß aufrecht im Bett, rote Flecken am Hals, die Lippen aufeinandergepresst, die Augen aufgerissen. Neben ihr die Krankenschwester, die sich mit einem energischen Ruck zu Jakob umdrehte. „Zeit, die Ärmel hochzukrempeln, Herr Richter.“

Fabian Richter wurde am 9. November 1989 um 22h49 geboren.

(S. 160-166)

## SCHERBEN

Der Spielplatz lag in einer Kriegslücke. Statt das zerbombte Haus wieder aufzubauen, hatte man hier Klettergerüste und Schaukeln hingestellt. Die Brandmauern der angrenzenden Häuser waren mit Bäumen und Vögeln bemalt, über die Graffiti und Sprüche gesprüht waren. Der auffälligste lautete: SOZIALISMUS IST BARBAREI.

Inzwischen war es zehn Uhr abends und angenehm frisch nach einem ungewöhnlich warmen Tag. Isa leckte an einem Eis und drehte sich auf der Schaukel im Kreis, sodass sich die Ketten verknoteten. Ihre Flipflops lagen im Sand. Sie hatte ihren Worten Taten folgen lassen und während Fabian schlief – fast drei Tage an einem Stück – ihre Sachen aus der Kolonie in seine Wohnung gebracht.

Fabians Schaukel hing still. Er hatte die Arme um die Ketten gelegt, die Knie nach innen gebogen. Die Überbleibsel von Rudis Wut waren eine geschwollene Unterlippe und eine dunkelviolette Stelle unter dem linken Auge. Es sah weniger schlimm aus als es sich angefühlt hatte.

Zwischen ihnen schwebte Isas Frage, stieß gegen die Häuser zu beiden Seiten der Baulücke, trudelte um die Klettergerüste. Erzähl mal was von deiner Mutter, hatte sie gesagt. Es war keine Bitte, eher eine Aufforderung. Die Bilder der Geschichte hatte Fabian zerlegt, bis nur noch Lichtblitze übrig waren, die er in der Abstellkammer seines Gedächtnisses verbarg. Doch Blitze sind spitz und scharfkantig, und einmal aufgeflackert, gibt es kein Entkommen.

Isa biss in ihre Waffel. Die Ketten ihrer Schaukel entwirrten sich, und sie ließ sich hin und her schwingen. Fabian machte Schritte, ohne sich zu bewegen. Er ging zurück zu dem Augenblick, in dem seine Mutter verschwand. Die Lichtblitze ließen den Moment in unnatürlichen Farben aufleuchten, Nuancen, die er sonst nirgends mehr wahrgenommen hatte. Er fing an zu reden, und seine Stimme klang wie immer, aber er sprach langsam, als würde er die Geschichte in einer Fremdsprache erzählen.

Seine Eltern hatten Streit. Es gab den Streit nicht einfach, sie hatten ihn, trugen ihn zwischen sich wie ein drittes Kind. Einen ungewollten, ungezogenen Nachzügler, um dessen Gunst sie beide vergeblich buhlten und der alle Nase lang drauf los plärrte. Der Anlass war meist eine Kleinigkeit, ein vergessener Einkauf, ein ungebügeltes Hemd, ein lästiger Anruf, schlechter Schlaf, ein Lied im Radio, eine Frage von Fabian, eine Bemerkung von Clarissa, der Witz eines Freundes, ein Foto, das aus einem Buch fiel und Erinnerungen an eine Zeit weckte, die immer sorgloser schien als die Gegenwart, ein fallen gelassenes Stück Geschirr, eine laufende Nase, Kopfweh, Regen, Flecken, Eile, kleine, alltägliche Enttäuschungen, geronnen zu einem Leben, das nicht war, was es irgendwann zu werden versprochen hatte.

An jenem Morgen war es eiskalt. Ein Samstag im Januar. Noch war der Himmel arglos blau, doch ein Schneesturm war vorhergesagt. Der Staub in der Küche funkelte in einem Streifen Sonne. Das Radio lief, aber leise, niemand hörte richtig zu. Fabian trug seinen Schlafanzug, Bademantel und Hausschuhe und saß am Tisch, an seinem Platz. Auf seinem Hinterkopf stand das Haar in einem wirren Knäuel ab. In zwei Wochen sollte er eine Spange bekommen. Clarissa übernachtete bei einer Freundin. Stephanie stand an der Arbeitsplatte. Jakob stürmte durch die Wohnung.

Jakob musste zu einer Sitzung und fand seine Unterlagen nicht. Papiere mit Notizen, Fragen, Vermerken, wichtige Papiere, die er nicht umsonst beschrieben hatte und die jetzt – wer hatte da wieder dran herumgefingert? – verschwunden waren.

Stephanie schnitt die Blumen an, die sie eben gekauft hatte. Sie war an dem Morgen früh aufgewacht und zum Markt gegangen, um Brot zu holen, und hatte zu ihrer Überraschung, es war doch Winter, diesen schönen, orange-roten Blumenstrauß entdeckt. Ein prächtiger Strauß für die Jahreszeit.

Stephanie, kannst du mir nicht kurz suchen helfen? Jakob presste seine Bitte heraus.

Stephanie ließ den Blick flüchtig über die Arbeitsplatte gleiten und konzentrierte sich dann wieder auf die Blumen. Freesien waren es, unter anderem.

Fabian betrachtete seine Cornflakes. Er hatte vergessen, das Buch von seinem Nachtschränkchen mitzunehmen und wollte jetzt nicht unnötig die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, deshalb studierte er sein Frühstück.

Ich brauche eine große Vase, sagte Stephanie. Sie nahm die Leiter aus dem Flur und klappte sie in der Küche auf. Sie sah hoch, ihre Vasen standen oben auf dem höchsten Schrank.

Jakob stampfte in die Küche. Hier verschwindet aber auch alles, rief er. Als hätte es Füße.

Fabian machte mit den Fingern der linken Hand eine gehende Bewegung über die Tischplatte.

Ich komme zu spät, sagte Jakob. Ich hasse es, zu spät zu kommen. Und dann noch ohne meine Unterlagen. Verdammter Scheißdreck. Er stiefelte wieder ins Wohnzimmer. Ließ zum vierten Mal einen Stapel Zeitungen durch die Finger gleiten. Er hatte sich ein paar gute Sätze überlegt, die perfekten Worte, um anderen das Maul zu stopfen, und er konnte sich zwar noch an die Pointe erinnern, wollte aber den Wortlaut. In der Politik kam es oft auf die perfekten Worte im perfekten Augenblick an.

Stephanie stieg auf die oberste Stufe. Diese hohen Decken, die hatten es Jakob und ihr angetan, als sie die Wohnung besichtigt hatten. Einen Augenblick sah sie nach unten, auf den steinernen Küchenboden, auf dem Krümel lagen.

Fabian sah, dass sie nach unten guckte, bevor sie den Blick auf die Vasen heftete.

Wir müssen hier mehr Struktur reinbringen, rief Jakob, während er ins Schlafzimmer lief. Wider alle Logik suchte er zwischen seinen Socken und Unterhosen (mit Löchern). Er warf seine T-Shirts auf den Boden, zerrte die Decken vom Bett und schimpfte halblaut vor sich hin.

Ohne den Rücken seiner Mutter aus den Augen zu lassen, verschlang Fabian hastig die weich

gewordenen Cornflakes. Was trödelte sie so. Die Vasen standen wie Soldaten in Reih und Glied, und sie brachte die Aufstellung durcheinander. Sie nahm eine weiße, schmale Vase und stellte sie an anderer Stelle wieder ab, verschob einige Exemplare und ließ die Hände schließlich auf dem größten ruhen, einem Ungetüm aus Glas. Sie zog die Nase hoch. Jetzt starrte Fabian sie an, als könnte er, wenn er sich nur genug anstrenge, durch sie hindurchgucken, ihr Gesicht sehen. Fuhr sie sich mit der Hand über die Wange? Weinte sie?

Jakobs Tirade schwoll an. Aus Versehen stieß er einen Stuhl um und versetzte dem Ding noch einen Tritt. Stephanie!, rief er.

Und dann legte Stephanie die Hände um die große Glasvase, zog sie nach hinten, zog sich selbst nach hinten. Fiel. Schlug mit dem Rücken, dem Hinterkopf auf den steinernen Boden. Neben ihr die Vase in unzähligen Scherben.

Der Gürtel von Fabians Bademantel glitt herunter.

Jakob schrie. Immer wieder ihren Namen.

Fabian holte ihr die Glasscherben aus Gesicht und Haar.

Zwei Sanitäter nahmen sie mit. Die vielen Stufen hinunter.

Isa sprang von ihrer Schaukel und kam zu Fabian, zwängte sich auf seinen Schoß. Ihre Beine auf der einen Seite des Sitzes, seine auf der anderen. Sie küsste seine Stirn, seine Wangen, seine geschwollene Lippe und forderte ihn auf zu schaukeln. Sie wurden so schnell, dass das Ding krachte und ein Passant rief, sie seien Idioten. Sie seien auch Idioten, rief Isa.

Vollidioten. Sie wurden langsamer, und Isa sagte: „Es war ein Unfall.“ In ihrer Stimme lag dieselbe Bestimmtheit, mit der sie über das Klima sprach, aber ihre Augen warteten auf Zustimmung. Mit den Fingerspitzen strich sie vorsichtig über Fabians Augenbrauen, seinen Kiefer, kniff ihm in den Nacken und die Schultern, fuhr ihm durchs Haar, zupfte behutsam an seinen Ohrläppchen. Sie ließ sich zur Seite rutschen, hob ihr linkes Bein an und holte das Päckchen Zigaretten aus seiner Hosentasche. Sie steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen, und er sah, dass ihre Hände zitterten. Sie inhalierte wie bei einem Joint und versuchte

vergebens, einen Huster zu unterdrücken. Fabian grinste und wollte ihr die Zigarette wegnehmen, aber sie zog ihre Hand fort und nahm noch einen Zug. Sie schlug die Arme um seinen Hals, die Zigarette glitt ihr aus den Fingern, ging im Sand aus. Ihre Zungen vertrieben unaussprechliche Gedanken. Sie klemmte die Beine um seine Hüften, er seine Arme um ihr Kreuz. Er stand auf und trug sie nach Hause. Ihre Flipflops blieben im Sand zurück.

Sie ließ ihn nicht los. Sie bedeckte seine Haut mit Küssen, als könnte sie ihn so vor Unheil behüten. Mit ihren Umschlingungen, indem sie seinen Körper in ihren zog, schien sie alles, was wehtat, verbannen zu wollen, und er folgte ihr wortlos, erwiderte ihre Liebe ohne Angst, ohne Scheu, taumelte mit ihr durch ein wunderbares Nichts.

Doch als Isa eingeschlafen war, stand Fabian wieder in der Abstellkammer seines Gedächtnisses.

Die Leute nannten seinen Vater mutig. Erst fanden sie ihn mutig, weil er seiner Trauer Raum gab, dann fanden sie ihn mutig, weil er den Mut nicht verlor, und schließlich, weil er so gut mit der Situation umging. Sie kamen herein und drückten seinem Vater kräftig die Hand oder umarmten ihn und zwickten ihm kurz in den Oberarm, bevor sie ihn losließen. „Boah“, sagten sie oft, oder: „Tja“. Der Form halber setzten sie sich zu seiner Mutter, die Befangenheit angesichts ihres fehlenden Bewusstseins mit einem übertriebenem Lächeln kompensierend. Sie sprachen sie an, als ob sie sich an die Frau, mit der sie Gespräche geführt, an deren Tisch sie gesessen hatten, die eine Stimme und Körpersprache gehabt hatte, nicht erinnern könnten. Als wäre sie nie eine von ihnen gewesen. Physischer Kontakt kostete Überwindung, so wie die Berührung eines toten Körpers Überwindung kostet. Vor allem Männer blieben auf Abstand. Durchschnittlich saßen sie viereinhalb Minuten bei ihr, dann wandten sie sich an Jakob und wählten „tapfer“ als Alternative zu „mutig“ und sprachen nochmals ihre Bewunderung dafür aus – wobei sie ihre Aufrichtigkeit betonten –, dass er sich entschlossen hatte, Stephanie selbst zu pflegen.

Fabian sah zu, wie sein Vater die Komplimente mit der Bescheidenheit eines Papstes entgegennahm, so als hätte er nie in Erwägung gezogen, seine Mutter in ein Pflegeheim abzuschicken. Als setzte sein Vater tatsächlich alle Hebel in Bewegung, um seine Frau bei sich zu behalten, und als würde er sein Leben so einrichten, dass er für sie sorgen könnte. Bislang bestand der Beitrag seines Vaters im Kauf eines separaten Bettes für die Mutter und pflichtgemäß auf die Stirn gedrückten Küssen. Den Rest machte Paula. Denn sein Vater



wollte Bürgermeister werden. Jakob Richter, regierender Bürgermeister von Berlin.

Stundenlang redete er mit Genossen aus der Partei. Als das Leben seiner Mutter zum Stillstand gekommen war, wollte der Vater seines voranbringen. Dafür musste er eine gezielte Strategie entwickeln, denn es gab noch andere Kandidaten, und er gehörte nicht zur absoluten Parteispitze. Er hatte zu wenig einflussreiche Freunde und zu wenig Regierungserfahrung, er würde von seiner Außenseiterposition Gebrauch machen müssen. Von seinem Charisma. Von der Tatsache, dass er jung war, engagiert. Die Entschlossenheit, mit der sein Vater durch die Wohnung lief, war Fabian zuwider. Bei jedem resoluten Schritt kam ihm eine gute Idee, bei jedem Telefongespräch wuchs sein Selbstvertrauen. Die feuchten Lippen seines Vaters, sein Schweißgeruch, der vollgeschriebene Notizblock, diese Spuren der Begeisterung flößten Fabian Abscheu ein. Er schloss sich in sein Zimmer ein, starrte so lang an die Decke, bis er nichts mehr sah, so als schliefe er mit offenen Augen. Manchmal schlief er tatsächlich ein und

t

r

ä

u

m

t

e

,

e

i

n

R

i

e

s

e

h

e

b

e

i